

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

287 (9.12.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 61

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 61. Karlsruhe, Montag den 9. Dezember 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thicme. (Nachdr. verb.)

„Eines Tages“, begann Isa, „sprach ein Herr bei uns vor, der sich meiner Mutter als der Bruder einer Jugendfreundin zu erkennen gab. Wir nahmen ihn freundlich auf, obgleich sein Benehmen uns nicht gefiel. Er erlaubte sich von Anfang an einen vertraulichen Ton, der ihm nicht gebrührte. Bald fing er an, mir Aufmerksamkeit zu erweisen — ich wies ihn zurück. Niemals hätte ich daran gedacht, zu ihm in nähere Beziehungen zu treten, Mama selbst suchte mich zu ermutigen, aber ich merkte ihr an, daß sie es nicht gern tat. Das fiel mir auf. Ich frug sie, was sie dazu veranlasse. Mir gestand sie mir in ihrer Serzensangst, der Fremde wisse um ein Geheimnis, das sie nahe angehe. In seiner Macht stehe es, sie zu verderben. Er habe ihr gestanden, daß er mich leidenschaftlich liebe, meine Hand sei der Preis seines Schweigens. Würde ich nicht die Seine, so wolle er mich sich verderben! Sein Lebensschiff sei gescheitert, er frage nicht nach den Folgen für sich selbst. Er bedrohte und bestürmte sie so, daß sie nachgab, mehr aus Angst wegen des Papas, als um ihrer selbst willen. Sie beschwor mich, freundlich gegen ihn zu sein, mich zu überwinden. Ihre Todesangst bewegte mich tief — an ihrem Herzen, willigte ich in das fürchterliche Opfer. Das ist die Auflösung des scheinbar so unergründlichen Rätsels meiner Verlobung.“

„Armes Kind,“ murmelte der Assessor vor sich hin. Rober ergriff gewaltig erschüttert die Hand seines Kindes und drückte sie heftig.

Isa fuhr in ihrer Erzählung fort: „Georg Böllnitz, wie er sich nannte, hatte die Mama zufällig in Chemnitz wiedergesehen. Sie war es, nicht ich, die er an der Seite des Vaters erblickte. Er folgte ihr bis zu ihrer Wohnung, am anderen Tage erhielt sie einen Brief von ihm, worin er ihr seinen wahren Namen nannte und eine Unterredung mit ihr nachsuchte. Beide trafen sich auf einer Promenade. Mama mußte ihm Geld geben, er nannte es nur eine Abschlagszahlung. Durch sie wollte er wieder die ihm gebührende Stellung in der Gesellschaft erlangen. Obgleich sie Papa zu schleuniger Abreise veranlaßte, machte er, da er jetzt Papas Namen kannte, ihre Adresse unfindig. Von der Waldhöhe bei G. erhielt Mama einen Brief, durch welchen sie dahin beschieden wurde.“

„Also in beiden Fällen war es Ihre Mutter, die mit Böllnitz zusammenkam?“

„In beiden Fällen. Ihr blieb nichts übrig, als dem Zudringlichen zu gestatten, hierherzukommen, ihn bei uns einzuführen. Es geschah unter dem Namen, den er seit seiner Rückkehr nach Deutschland führte.“

„Ist Ihnen bekannt, wie er sich die Legitimationspapiere verschaffte, welche sein Recht auf diesen Namen begründete?“

„Wie er der Mutter erzählte, lernte er in London einen jungen Mann mit Namen Böllnitz kennen, dessen Geburtsort Oldenburg war, und der an der Auszehrung litt. Dieser Mensch war ungefähr von gleichem Alter und gleicher Statur, auch Haare und Augen waren den seinen ähnlich. Cloth eignete sich nach Böllnitz' Tode — sie wohnten zusammen — dessen Papiere an und vertauschte den Namen Cloth mit dem seinen.“

„Das wußten Sie alles — und besaßen doch den Mut, sich ihm zu überantworten?“

„Ich mußte. Nein, ich wollte — Sie wissen nicht, wie ich meine Mutter liebe! Die Aufgabe war aber doch zu schwer für mich — ich fühlte es erst, als der entscheidende Schritt geschehen war. Niemals kann ich die Seine werden, rief es in mir. Meine Mutter gewahrte meinen Kummer, meine Verzweiflung. Sie tröstete mich. Ver-

zage nicht, Kind, du sollst dich nicht opfern, sagte sie. Ich werde dich retten! Ich verstand sie damals nicht. Erst später —“

„Ist schwieg einen Augenblick und schaute zärtlich besorgt auf ihre Mutter, die mit großen offenen Augen da lag.“

„Weiter, weiter,“ bat die Kranke.

„Nun denn, du willst es so. Der Termin meiner Heirat ward festgesetzt. Georg Böllnitz liebte mich offenbar wirklich, ich mußte seine Zärtlichkeit dulden, seine Liebesbeweise annehmen. Er war ein niedrig denkender Mensch, was fragte er danach, daß ich ihm nur gezwungen gehörte? Der Besitz allein galt ihm, er genügte seinem brutalen Empfinden. Um sich die notwendigen Papiere zu beschaffen, reiste er ab. Er mußte wohl selbst gehen, weil er Gefahr lief, sich bei der Anschaffung zu verraten. Ob er seine Absicht erreicht hat, weiß ich nicht — wahrscheinlich war es der Fall, denn er war schlau und raffiniert. Eine Karte meldete uns eines Tages seine Rückkehr. Ich sah Mama noch nie so aufgeregt, wie an diesem Tage. Dann brütete sie stumm wie eine Statue vor sich hin. Trotzdem ahnte ich nichts, nicht eher, bis ich, die sie krank in ihrem Schlafzimmer glaubte, mich zu ihr begeben wollte, um nach ihrem Befinden zu fragen. Die Türe war geschlossen, vergebens pochte ich an. Aengstlich rief ich sie, keine Antwort! Ich blickte durch das Schlüsselloch, das Licht brannte, aber das Bett schien mir leer zu sein. Ich holte von der Stube meines Bruders den Schlüssel, von dem ich wußte, daß er zur Türe von Mamas Zimmer pochte, schloß leise auf und blickte hinein. Meine Mutter war fort! Todesfurcht riefelte mir durch die Glieder — ich dachte erst an Selbstmord. Im nächsten Augenblicke dämmerte mir eine Ahnung der Wahrheit!“

Mein Bräutigam sollte heute zurückkehren, und sie hatte mir versprochen, daß sie mich retten werde. Sie konnte noch nicht lange fort sein, ich mußte sie einholen, zurückbringen. Sicherlich plante sie eine grauenvolle Tat. Um jeden Verdacht abzulenken, jagte ich den Mädchen, daß man ihrer nicht bedürfe, und meine Mutter nicht gestört zu werden wünsche, dann stellte ich mich, als ginge ich nach oben und verließ heimlich das Haus. Davon, daß Herr Born mich beobachtete, wußte ich nichts, ich irrte wie wahnfinnig im Walde herum, ohne daß es mir gelang, meine arme Mutter zu entdecken. Da ich wußte, daß Böllnitz den Bergweg herkommen werde, schlug ich die Richtung nach diesem ein, hier begegnete mir das junge Mädchen, das unter demselben Verdacht wie ich im Gefängnis schmachtete. Traurig und niedergedrückt trat ich endlich den Rückweg an — ich hatte meine Mutter nicht gefunden. Als ich nach Hause kam, war sie bereits zurück, sie lag in ihrem Bett — aber — in welchem Zustande! Sie war furchtbar aufgeregt, sprach im Fieber, ihre Zähne klapperten, ihre Glieder schlotterten. Wo sie gewesen und was sie getan, ich konnte es nicht erfahren — bald verlor sie das Bewußtsein ganz und ließ mich in der fürchterlichen, peinigenden Ungewißheit! Da Böllnitz nicht erschien, auch am nächsten und übernächsten Tage nicht, bemächtigte sich meiner eine wahre Todesfurcht. Jeden Augenblick fürchtete ich von der Auffindung seiner Leiche zu hören, ich erzitterte bei jedem Geräusch. Mein Vater schrieb meine unnatürliche Erregung der Besorgnis um das Schicksal meines Bräutigams zu.“

„Ist fuhr in ihrer Verzweiflung fort: „Dann wurde Böllnitz gefunden. Ein Schuß hatte ihn getötet — konnte ich zweifeln an der Schuld meiner armen, bis zum Wahnsinn gebrachten Mutter? Ihre wirren Selbstanklagen schienen sie stets von neuem zu bestärken. Wie ward mir erst, als ich von der Verhaftung einer Person erfuhr, die doch unschuldig sein mußte? Aber durfte ich meine Mutter anklagen? Gott ist der Zeuge meiner Leiden und Kämpfe, er mag richten über meine Entscheidungen! Nun richtete sich der Verdacht gegen

seinem Wohlleide bedeckt ist, während nach der Sontur die Temperatur in den Ställen um 4—5 Grad Celsius höher sein darf. Zur Messung der Stallwärme muß ein Thermometer angebracht sein, da die Beurteilung derselben nach dem Gefühl gar leicht trügt.

Magermilch für Geflügel. Ganz besonders wirksam, man könnte sagen, unentbehrlich, ist die süße Magermilch bei der Aufzucht und noch mehr bei der Mastung des Geflügels. In Kamelsloh, wo die bekannten und beliebten Stubenküken gezogen und von wo sie später nach Berlin und anderen Städten als Hamburger Hühner verschickt werden, spielt die Magermilch eine große Rolle; ebenso wurde sie als unentbehrlich geschätzt, als wir einige Mastanstalten für Geflügel in der Umgegend von Paris besuchten.

Blumenpflege.

Mannigfacher Art sind die Arbeiten, die im Winter an den Zimmerpflanzen vorzunehmen sind, sie halten keinen Winterschlaf wie die laubabwerfenden Pflanzen, sie ruhen nicht, sondern wachsen fort. Besonders ist ein regelmäßiges, mindestens wöchentliches Durchputzen sämtlicher Pflanzen zu empfehlen; es wird viele gelbe Blätter geben, diese seien unschön aus und werden entfernt, ebenso abgestorbene oder absterbende Äste. Bei feuchtem Wetter gibt jedes herabfallende Blatt Veranlassung zur Fäulnis und fiedt, wenn nicht zeitig entfernt, die krautartigen Triebe an. Die Blätter werden abgewaschen; man bediene sich hierzu eines weichen Kinderseifenwässers und lauwarmen Wassers. Das Blatt wird flach auf die Hand gelegt und oberseits, aber auch unterseits abgewaschen. Man gieße nur sehr sparsam, dünne jetzt niemals.

Allerlei.

Künstliche Militäruntauglichkeit durch Paraffineinspritzungen. In Rußland suchen sich die Getreuen des Zaren auf alle mögliche Weise vom Militärdienst zu drücken. Das Neueste für diese Zwecke sind Paraffineinspritzungen in der Halsgegend, wodurch tuberkulöse Lymphome vorgetäuscht werden können. Dr. G. O. L. denberg erzählt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ einige Fälle, in denen die Betroffenen tatsächlich auf Grund dieser künstlichen Geschwülste vom Militärdienst freigekommen sind. Ganz besonders interessant ist es, daß die Beförderer mit den Drückerbergern durchzustehen scheinen, denn der eine Mann wurde noch einmal zurückgeschickt, um sich weitere Einspritzungen machen zu lassen, weil die vorhandene nicht genügte. Es scheinen Feldschere zu sein, die ein beratiges Gewerbe ausüben, wobei einem aber die Operation vorbeigelungen war, denn er hatte seinem Klienten eine große Geschwulst auf dem Rücken beigebracht, wo sonst solche tuberkulöse Lymphome nicht zu sehen pflegen.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Neues vom Serenissimus. Serenissimus beschäftigt ein der Vollendung entgegengehendes Tunnel. Der leitende Ingenieur erklärt, daß die Arbeiten von beiden Seiten betrieben würden und man in drei Tagen durch zu sein hoffe. Serenissimus denkt nach und meint dann besorgt: „Das heißt, mein Lieber, wenn die beiden Parteien nicht aneinander vorbeiziehen können!“

Abneigung: „I möcht' loa G'schworener sei. N' ganzen Abend kammst Di mit n' größ'n Durst hinholen und z'leht muachst so 'n Kerl no freisprechen aa.“

Im südliden Schwarzwald ist es Sitte, daß der Pfarrer bei der Trauung an das Brautpaar einige Fragen richtet über das Christentum, die Bibel, die zehn Gebote usw. Kürzlich fragte nun ein Pfarrer den Bräutigam: „Gibt es einen Gott oder mehrere Götter?“ — „G' gibt numme (nur) ein' Gott,“ erhalt er richtig zur Antwort. — Hierauf wandte er sich an die Braut und stellte die Frage nach der Dreieinigkeit: „Und du, liebe Braut, sage mir, wie viel Personen gibt es?“ worauf prompt die Antwort erfolgte: „Ohne d' Musil werde's so fursig si!“

Durchdruckerei des „Volksfreund“, G. & C. E.

Springerke. 1 Pfund seines Mehl, 1 Pfund Zucker, 4 Eier, abgeriebene Zitronenschale. Zucker und Eier werden 1 Stunde gerührt, das Mehl leicht darunter gemengt, eine Weile hingestellt, dann ausgewället und ausgebrüht und andern Tags geboden.

Mandelbisse. Man rührt 70 Gramm Butter zu Schaum, fügt nach und nach drei Eier, 250 Gramm Zucker, die abgeriebene Schale einer Zitrone und 250 Gramm gestohene Mandeln hinzu, eine Viertelstunde rührt man alles nach einer Seite, mischt darunter 250 Gramm feines Mehl, formt kleine Kugeln, setzt sie auf ein bestrichenes Blech und bäckt sie gelb.

Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Gesundheitliches von den Fingern. Die meisten Menschen sind sich nicht darüber klar, wie sie ihre Fingernägel pflegen sollen. Demen muß gesagt werden, daß, wenn am Saum der Fingernägel Risse entstehen, dort sehr leicht Infektionskeime eindringen können, die nicht nur schwere Nagelgeschwüre herbeiführen, sondern bei Vernachlässigung, wenn nicht bei den ersten Anzeichen ein Arzt aufgesucht wird, den Verlust des ersten Fingergliedes zur Folge haben können. — Vor allen Dingen ist es nötig, den von den Seiten her überwachsenden Saum stets sorgfältig und vorsichtig mit geeigneten Instrumenten, wie sie überall erhältlich sind, zurückzuschieben, ihn aber möglichst wenig mit der Schere abzuschneiden. Die Fingernägel selbst erhalten ein recht schönes, glattes, rosiges und glänzendes Aussehen, wie Dr. Mut in der „Pharm. Zeitung“ berichtet, wenn man sie mit Zitronensaft abreibt. Man muß jedoch hierbei etwas vorsichtig verfahren, damit die umgebende Haut nicht durch die Säure in Mitleidenhaft gezogen wird.

Gesundheitspflege.

Ein sehr gerühmtes Mittel gegen Frostbeulen an Händen und Füßen besteht aus einer Abkochung von 2 Pfund Eichenrinde mit 10 Pfund Wasser bis auf ein Drittel eingekocht, mit Zusatz von 2—4 Loth Alaun. Dieses Mittel soll im Späthjahr sogleich angewendet werden, sobald das erste Jucken entsteht; täglich sind 2—3 Wäder hiervon ¼—1¼ Stunden lang zu brauchen.

Fußsohlen als Schuh bei Glatteis. Der Winter führt viele Freuden, aber auch manche Leiden und Unbequemlichkeiten in seinem Gefolge, ganz unerwartet über Nacht kommt Schnee und Eis, und die Straßen sind oft plötzlich in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelt. Unsicher, bald hier, bald dort ausgleiten, sucht nun jeder sein Ziel zu erreichen. Die feste Jugend ist zwar mutig und schleifend eilt sie vergnügt dahin, aber das gezeigte Alter ersreut sich gar nicht an diesen Unbequemlichkeiten, die leider auch viel Unglück, Arm- und Beinbrüche zeitigen. Da gibt es nun ein vorzügliches Mittel, selbst bei dem schärfsten Frostwetter sicher und ungefährdet auszugehen, und zwar läßt man sich vom Schuhmacher unter ein Paar ältere, aber noch gute, feste Stiefel ein Paar Fußsohlen befestigen. Am besten ist es, wenn man zu diesem Zwecke die Abjase entfernt; wer aber nicht gerne ohne Absatz geht, kann diesen auch an den Stiefeln lassen, nur muß dann selbstverständlich auch unter diesem eine Fußlage kommen. Alle, die unsicheres Gehen vermeiden wollen, oder nicht gut zu Fuß sind, mögen sich durch dieses so einfache Mittel helfen.

Landwirtschaftlicher Ratgeber.

Viehzucht.

Die zweckentsprechende Stallwärme richtet sich nach der Art der Tiere. Dem Rindvieh ist eine Temperatur von 13 bis 18 Grad Celsius am zuzugendsten. Für Milchtiere darf der Stall etwas wärmer sein, als für Mast- und Zugtiere. Kälber bedürfen im allgemeinen einer etwas höheren Temperatur als das erwachsene Rind. Pferde befinden sich bei einer Wärme von 15 Grad Celsius am wohlsten; doch darf in den Räumen der Muttertiere und Fohlen die Temperatur um ein Geringes höher sein. Für Mastschweine genügt eine Temperatur von 12—13 Grad Celsius, während in den Ställen der Mutterfauen und Ferkel eine Wärme von 15 Grad Celsius als zweckmäßig bezeichnet wird. Den geringsten Wärmegrad bedarf das Schaf; 10 bis 12½ Grad Celsius reichen für dieses Tier aus, wenn es mit

Born; bevor ich noch darüber nachdenken konnte, was zur Rettung des unschuldigen Mannes zu tun sei, der, von der Angst um mich gefoltert, gegen sich Verdacht hervorgerufen, erreichte das Schicksal mich selbst! So schweren Herzens ich von der Mutter schied, so bedeutete das doch eine Erlösung für mich. Klagte man mich an, so mußte der Verdacht gegen die anderen schwinden, man mußte diese Schuldlosen entlassen, niemand würde leiden, als ich selbst! So dachte ich, aber ich hatte mich geirrt. Ingenieur Born, der mich in den Wald schleichen sah, hielt mich für die Täterin, er gedachte sich für mich zu opfern. Ich durfte dieses heroische Opfer nicht annehmen. Nur mein eigenes Geständnis konnte ihm die Freiheit zurückgeben. Ich griff zum Mittel der Selbstbeziehung, denn noch galt mir meine Mutter als die Mörderin — und meine Mutter durfte ich nicht anklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Taubenwirtin.

Skizze von Anton Hendrich.

(Nachdr. verb.)

In einem grünen Wiesengrund, der sich wie ein gleichmäßiges Becken hell von der dunklen Umrahmung der Tannen abhob, lag das Dörfchen Wildau. Im hohen Schwarzwald bestanden die Dörferchen aus der Kirche, ein bis zwei Wirtschaftshäusern, dem Krämerladen und der Metzgerei. Die dazu gehörigen Höfe sind oft hundentweit entfernt, so auch in Wildau. Das große Wirtschaftshaus zur „Tauben“ sah stolz von einer Anhöhe herab, die sich mitten aus dem Wiesengrund erhob.

Die „Tauben“ von Wildau war in den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts im ganzen Schwarzwald bekannt. Noch mehr aber die „Tauben“-Wirtin. Während des ganzen Morgens konnte man sie fast alle Stunde einige Minuten unter der Tür stehen sehen, von der aus man das ganze Dörfchen überblickte. Sie war eine Frau von bedeutenden Dimensionen, und doch nicht unproportioniert. Aus dem Gesicht leuchtete eine ralschadige Entschlossenheit. Für sie gab es nur ein „Ja“ oder „Nein“. Die gewaltigen, nackten Arme, die rot und fernig von den weißen Wauschärmeln abstachen, waren achtunggebietend, das gestifte Nieder, sowie der nur bis zu den Knöcheln reichende Rock, die weißen Strümpfe und die schwarzen Pantoffeln gaben ihr trotz der fünfundsünfzig Jahre etwas Jugendliches und Frisches. Wenn sie so alle Stunde sich unter die Haustüre stellte, so war das nur, um dem Dampf der großen Küche zu entweichen und etwas Luft zu schnappen. Es war Sommer, und die allen Aurgäste aus der Residenz waren wieder da. Da war des Sädhendenschlachten und Forellensiedens kein Ende.

Es war überhaupt eine sonderbare Geschichte mit den Sommerfrischlern in der „Tauben“. Das waren lauter Leute aus der Beamtenwelt, die einmal der absoluten Ruhe und um wenig Geld des Leibes pflegen wollten. Dem „Tauben“-Wirt, der ein Mann von höflichen Umgangsformen war, die er sich beim Ufrenhandel in England erworben hatte, war es eine Ehre, so vornehme Leute seit Jahren als Gäste zu haben. Er konnte nicht genug sein Köpfelein lüften. Die „Tauben“-Wirtin dagegen sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkte aus an. Sie hatte eine tiefe Verachtung für alles Städtische, und wenn sie mit der Viertelmillion Vermögen, welche sie und ihr Mann an Bald, Wiesen, Vieh und Hausrat besaßen, auch nicht prokte, so ließ sie es die Herrschaften doch manchmal merken, daß sie die Herren Rechnungsräte mit Gemahlinnen usw. für drei, vier Wochen einfach „ordentlich herausfütterte, damit es wieder vorhalte für ein Jahr“. Daß sie ihren Pensionärsbetrieb jedes Jahr mit einem Defizit abschloß, das verhehlte sie auch gerade nicht; aber die Herzlichkeit, die in ihrer Derbheit steckte, verführte die alten Gäste immer wieder.

Als sie wieder ihre Luftschrapperpause machte, da fiel diese länger aus als gewöhnlich. Der lebenslustige, resolute Zug auf ihrem Gesicht war fast verschwunden. Sie sah hinab nach der Schmiede, wo der Schmied Franz auf einem glühenden Madroffen hieb, daß die Funken wie Feuerwerk stoben.

„Wenn er halt nur kein lediges Kind wär!“ Ich gab ihm schon mein Marieli. Aber so?“ Dies alles dachte sie und sagte dann plötzlich, indem sie ganz energisch in der Haustüre kehrte machte, ohne merkwürdigerweise mit den Ellenbogen anzu-

schlagen: „Mir ischs! 's bleibt dabei! Der Schmied soll sich eine andere suchen.“

Zu der gleichen Zeit sah oben aus der Dachkammer ein sonnenverbranntes, schwarzäugiges Maibli nach der Schmiede hinunter und lugte dem Funkensprühen des Schmied Franz zu. Ihre Gedanken und Gefühle schloß sie ähnlich wie ihre Mutter ab, indem sie sich ebenfalls umwandte, mit dem rechten Absatz heftig auftrat, daß die alten Diener der Kammer krachten und zweimal laut dazu sagte: „Und i nimm kein anderen — und i nimm kein anderen!“

An dem gleichen Abend saßen an dem langen „Herrentisch“ in der „Tauben“, an dem oberen Ende, wo in der Ecke das Krugstübli hing, etwas ärgerlich die „Tauben“-Wirtin, der Herr Rechnungsrat aus der Residenz und der Herr Oberlehrer aus Frankfurt. Sie langweilten sich, weil der Herr Kaplan immer noch nicht zum üblichen Stat erschienen war. Und der alte „Tauben“-Wirt, der in der Wirtschaftsstube herumtänzelte, spielte nicht. Auf einmal fing der Rechnungsrat, nur um etwas zu reden, an:

„Frau „Tauben“-Wirtin, warum seid Ihr eigentlich so republikanisch gesinnt?“

Die „Tauben“-Wirtin stemmte ihre beiden Arme in die Hüften, sah den Rechnungsrat scharf an und meinte:

„Es könnte nicht gut ausfallen für die Herren und für die Fürsten, wenn ich davon anfinke.“

„Na, na, Frau „Tauben“-Wirtin,“ bemerkte erstaunt der Professor, der ein Norddeutscher war.

Nach fuhr die Wirtin aus dem Munde der Wirtin:

„Und für d' Kreuzen tät's erst recht schlecht ausfallen!“

„Dann aber los, Frau Wirtin, da bin ich wirklich neugierig...“ sagte der gutmütige Rechnungsrat. In diesem Augenblick verschwand der „Tauben“-Wirt durch die hintere Türe. Er war 15 Jahre älter als seine Frau und kannte ihr „meisterloses Maul“.

Die „Tauben“-Wirtin machte ein gleichgültiges Gesicht und meinte trocken:

„Mir kanns recht sein!“

Fast wie eine Drohung hatte das geklungen.

Dann fing sie ganz langsam an und sah hie und da auf den Tisch, als ob sie aus dem gewirkelten Tischstuch Erinnerungen herauslesen wollte:

„Ihr wißt, Ihr Herren, was Anno 48 im Badischen los gewesen ist. Da, grad so um die Zeit, wo es Anno 49 noch einmal anfang, fuhr ich als sechzehnjähriges Mädchen mit meinem Vater über Freiburg hinab nach Offenburg. Zweimal im Jahr machte der Vater, der mit Korn und Vieh handelte, diese Fahrt. Da eines schönen Morgens — ich glaube es war in Kürzell — wurden wir ganz früh — ich habe noch nicht einmal meine Zöpfe gemacht gehabt — durchs Militär überrascht, das zum Dorf hereinzog. Das waren die Kreuzen, welche die Freischärler aus ihrem eigenen Land herausjagen sollten. Auch in die Wirtschaft, wo wir übernachteten, sind sie gekommen und haben gestohlen wie die Raben. Milch, Butter, Fleisch, Speck, nichts haben sie verschont und sind noch dazu saugrob gewesen und haben eine Sprach geredet, die kein Christenmenschen verstanden hat. Auf einmal sehe ich da, wo das Durcheinander am größten war, unter einem großen Lindenbaum, einen Trompeter. Er gab zuerst ein Signal und verkündete dann mit lauter Stimme, in einer halben Stunde hätten alle volljährigen Männer des Dorfes auf dem Platze zu sein. Wichtig, der Platz füllte sich, und auf einmal ritt einer daher, — so ein ganz hoher, hab ich gedacht, muß es gewesen sein — und sagte vom Pferd herunter den Bauern alle Schand. Die Söhne der Bauern, die zu den Freischärlern gegangen seien, wären Verräter und Strolche! Ha, wenn ich ein Mannsbild gewesen wär, dem hätt ichs gesagt! Aber die Mannsbilder sind mit dummen Köpfen herumgestanden und habens Maul gehalten. Gelupft hats mich ordentlich innerlich, denn mein älterer Bruder, der Johann, war auch mit den Freischärlern gegangen, und da waren fast nur rechtmäßige Leut dabei. Und dann später, als wir wieder daheim waren, im Schwarzwald, da kam eine preussische Patrouille auch durch Wildau und suchte nach Freischärlern. Dem Vater sind sie fast an den Kragen gegangen, weil er nicht sagen wollte, wo mein Bruder war. Das Gewehr und den Säbel von ihm hab ich im Kamin zwischen den Speckseiten versteckt gehabt. Sie habens gefunden und die Waffen mit den Speckseiten mitgenommen. Dann haben sie gestucht wie die Türken, alles zu unterst zu oberst gemacht und uns gedroht, wir würden alle erschossen.“

Sie sah ihre Zuhörer nun scharf an, um die Wirkung ihrer Erzählung von den Geschehen der zwei Männer abzulassen. Der biedere Rechnungsrat machte eine Miene, als ob er sagen wollte: „Ja, ja, das sind böse Zeiten gewesen, aber das ist doch jetzt vorbei.“

Der Frankfurter Oberlehrer war gereizt, hielt es aber angesichts des niederen Pensionspreises für besser, zu schweigen und ein sauerfüßiges Gesicht zu machen.

Als ob sie die Gedanken des Rechnungsrats gelesen hätte, unterbrach die „Tauben“-Wirtin die etwas ungemütliche Stille mit den Worten:

„Ja, Herr Rechnungsrat, was man halt jung erlebt hat, das vergißt sich nicht mehr, und je älter man wird, desto mehr stehts wieder vor einem. Mir iwenigstens geht es so! — So, und jetzt wissen die Herren, warum ich republikanisch bin. Der Großherzog und seine Frau sollen ja sonst ganz rechtschaffene Leut sein, aber ich glaub, es ging auch ohne sie.“

Der Oberlehrer war nun in Wirklichkeit, nicht nur aus finanziellen Rücksichten, sprachlos. Der Rechnungsrat kannte solcher resoluter Schwarzwälderinnen noch mehrere und freute sich an dem Entsetzen seines Nachbarn.

(Schluß folgt.)

Was sollten Frauen lesen?

Ein Arbeiterfrau hat selten Zeit für sich selbst und eine Arbeiterin ebensowenig. Und wenn ihnen eine Abend- oder Feierabendstunde übrig bleibt, fehlt es doch noch an vielen Voraussetzungen zum Lesen: am Interesse, an der Vorbildung, an der geistigen Frische, an dem ruhigen Klärschen, das dazu nötig ist, am Geld, um sich ein Buch zu leihen oder gar anzuschaffen. Dazu kommt, daß, wer es nicht gewohnt ist, auch das Lesen lernen muß: das Sichvertiefen, Sichnichtablenkenlassen, die Gedanken beim Gelesenen festhalten.

Trotz alledem wollen wir es einmal wagen, Wegweiser zu sein für die, denen es nicht an allen Voraussetzungen fehlt. Wir wollen an dieser Stelle von guten Büchern reden — alten und neuen —, die in öffentlichen Bibliotheken zu haben oder billig zu kaufen sind. Vielleicht, daß gute Gatten oder Väter einigen unserer Leserinnen solch ein Buch unter den Weihnachtsbaum legen; denn es zu besitzen ist doch das Beste. Lieber ein eigenes Buch sechsmal lesen, als dafür sechs fremde ausleihen!

Wir brauchen an dieser Stelle nicht noch besonders zu betonen, daß die Aufklärung der Arbeiterin über ihre politischen und gewerkschaftlichen Interessen, die die Aufgabe der Presse ist, für uns an erster Stelle steht. Aber darüber sollten Phantasie und Gemüt, die unsere Dichter wecken und bereichern, nicht vernachlässigt werden und zwar ganz besonders nicht von der Frau, die als Mutter die schöne Pflicht hat, ihres Kindes weit offene Seele mit unverlierbaren Schätzen zu füllen.

Meister Gutenberg haben wir es zu danken, wenn der Genuß der Lektüre heute nicht mehr ein Vorrecht der Reichen ist. Und seine Kunst hat sich so weit entwickelt, daß es möglich wurde, Bücher immer billiger herzustellen. Die Neclamsche Universalbibliothek liefert kleine Bändchen schon von 20 Pf. an, und allmählich kann sich ein jeder seine eigene kleine Bücherei aus ihr zusammenstellen. Aber der Druck ist klein, die Bücher unansehnlich, und auch des Arbeiters Geschmack ist heute schon so entwickelt, daß er lieber ein besser ausgestattetes Buch in die Hand nimmt. Diesem berechtigten Wunsch kommen heute eine Anzahl Verleger entgegen. So bieten z. B. die Wiesbadener Volksbücher eine Auswahl prächtiger Lektüre. Gottfried Kellers „Hähnlein der sieben Aufrechten“, Wilhelm Raabes „Schwarze Galeere“ (je 15 Pf.), des unsterblichen Engländers Dickens „Heimchen am Herd“ (20 Pf.) sind Erzählungen, so recht geeignet, die Feiertage der ganzen Familie zu verschönern. Auch die bei Belsagen und Masing erschienenen vier Bände „Moderne erzählende Prosa“ (je 1 Mk.), die Geschichten unserer besten Schriftsteller enthalten, sind zu empfehlen.

Was aber besonders zu wünschen wäre, das ist, daß unsere Klassiker anfangen, für die breiten Massen des Volkes lebendig zu werden. In der Schule hört das Kind zwar ein paar Namen, lernt mühselig ein paar Gedichte, aber zu guten Freunden, die uns immer vertrauter werden, uns in Leid und Freud' begleiten, uns über leere und trübe Stunden hinweghelfen, dazu werden uns die Dichter nicht. Steht aber ein Buch von ihnen bei der Mutter daheim im Schrank, liest sie daraus vor' oder vertieft sie

sich darin, so wird es von selbst zum guten Bekannten. Tausend der schönsten Gedichte Goethes, die von der Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg herausgegeben wurden und für 60 Pf. zu haben sind, sein „Ged' von Verlichingen“ (80 Pf.) und Schillers „Wallenstein“ (1 Mk.) wären schon ausreichend, um uns diese beiden Größten so lieb und wert zu machen, als lebten sie mit uns. Und wer aus dem Wundergarten der Dichtung eine Fülle prangender Blumen in sein Stübchen zaubern will, der greife zu der Löwenbergischen Sammlung „Von goldenen Heberfluh“ (Verlag von Voigtländer, 1,80 Mk.), oder — wenn er jüt mehr im Beutel hat — zu Ikenarius' „Hausbuch deutscher Dyrif“ (3 Mk.).

Für heute sei es damit genug, obwohl noch viel, sehr viel zu sagen und zu empfehlen wäre. Wenn es mir nur gelungen ist, bei einigen der lieben Leserinnen den Wunsch nach solcher Kost zu erwecken!

Lily Braun.

Web zu! web zu, mein raubes Leben!

(Walt Whitman.)

Web zu! web zu, mein raubes Leben!

Web einen Krieger, stark und kühn, für großen Kampf bereit!
Web rotes Blut! web Sehnen ein, wie Stahl! Gefühl und Wille web ein!

Web immerfort! web Reiz' und Einschlag Tag und Nacht! ermüde nicht! web zu!

(Wir kennen nicht den Zweck, o Leben! nicht Ziel, noch Ende — und wir sollen's nicht;)

Wir wissen nur, das Werk geht fort, die Arbeit fort — der todumhüllte Marsch des Friedens wie des Kriegs geht fort;)

Für große Friedenskämpfe muß derselbe eherner Stoff verwoben sein;

Wir wissen nicht, warum, noch was — doch web, web immerzu!

Weihnachtsbäckereien.

Pfefferkuchen. 1 Pfund Mandeln, 1 Pfund Sirup, 4 Pfund Mehl, 1 Pfund Kochzucker, 4 Pfund Butter, 3—4 Zitronen, 15 Gramm gestoßenen Zimmet, 15 Gramm Kardamon, ein halbes Pfund Succade, 40 Gramm Pottasche in einem Weinglas voll Rosenwasser aufgelöst. Butter, Sirup und Zucker läßt man ebenso zusammen aufwallen, schüttet das Gewürz, Rosenwasser nebst Pottasche nach und nach hinein und gibt zuletzt die in heißem Wasser abgebrühten, in längliche Streifen geschnittenen Mandeln dazu. Nachdem dies alles gut zusammengerührt, kommt nach und nach das durchgeseibte Mehl daran. Nun bleibt der fertige Teig etwa 14 Tage lang ruhig stehen; danach wird er nochmals durchgearbeitet ausgerollt, in Formen oder längliche Stücke geschnitten und in nicht zu heißem Bratofen gebacken.

Sonig-Ost-Ruchen. 4 Eier, 5 Tassen Mehl, 2 Tassen Sonig, 1 Tasse Butter, 1 Tasse süße Milch, 2 Teelöffel Weinstein, 1 Teelöffel Natron, 1 Pfund Sultaninen, 1 Pfund Korinthen, ein halbes Pfund Zitronat, je 1 Teelöffel gestohene Nellen, Zimmet, Muskatnuß. Dies wird vermischt und langsam gebacken. Der Kuchen hält sich sehr lange frisch.

Kleine Sonigtuchen. 1/4 Liter Sonig wird mit 1/2 Pfund weißem Zucker, 1/2 Pfund Butter und dem Saft von 2 Zitronen stark vermischt und dann so viel Mehl hinzugegeben, daß man den Teig schneiden oder ausrollen kann. Man formt kleine Kuchen daraus, die man auf gebutterten Blechen backt.

Baster Lebkuchen. 1/2 Pfund guten Sonig läßt man auflocken, schäumt ihn ab und stellt ihn vom Feuer, dann gibt man 300 Gramm gestoßenen Zucker und 1 Pfund feinstes Mehl dazu, verrührt alles und läßt es über Nacht an einem kalten Orte stehen. Am andern Tag gibt man die Masse auf das Teigbrett, fügt ein Ei bei und knetet einen feinen Teig; nun werden noch 70 Gramm feingewiegtes Zitronat, 10 Gramm feingewiegte Orangenschalen, die gewiegte Schale einer Zitrone, 8 Gramm gestoßenen Zimmet, acht Gramm Nellen, 1/4 Pfund grob geschnittene Mandeln und 6 Gramm mit Kirchwasser verriebene Pottasche dazu gegeben und der Teig nochmals tüchtig durchgearbeitet. Hierauf wird er einen halben Zentimeter dick ausgerollt; dann schneidet man kleine, viereckige Lebkuchen. Diese bäkt man auf dem mit Mehl bestreuten Backblech bei gutem Feuer hellbraun. Sind die Lebkuchen fertig, bestreicht man sie mit einem Viertelpfund zum Zaden gestochten Zucker.